

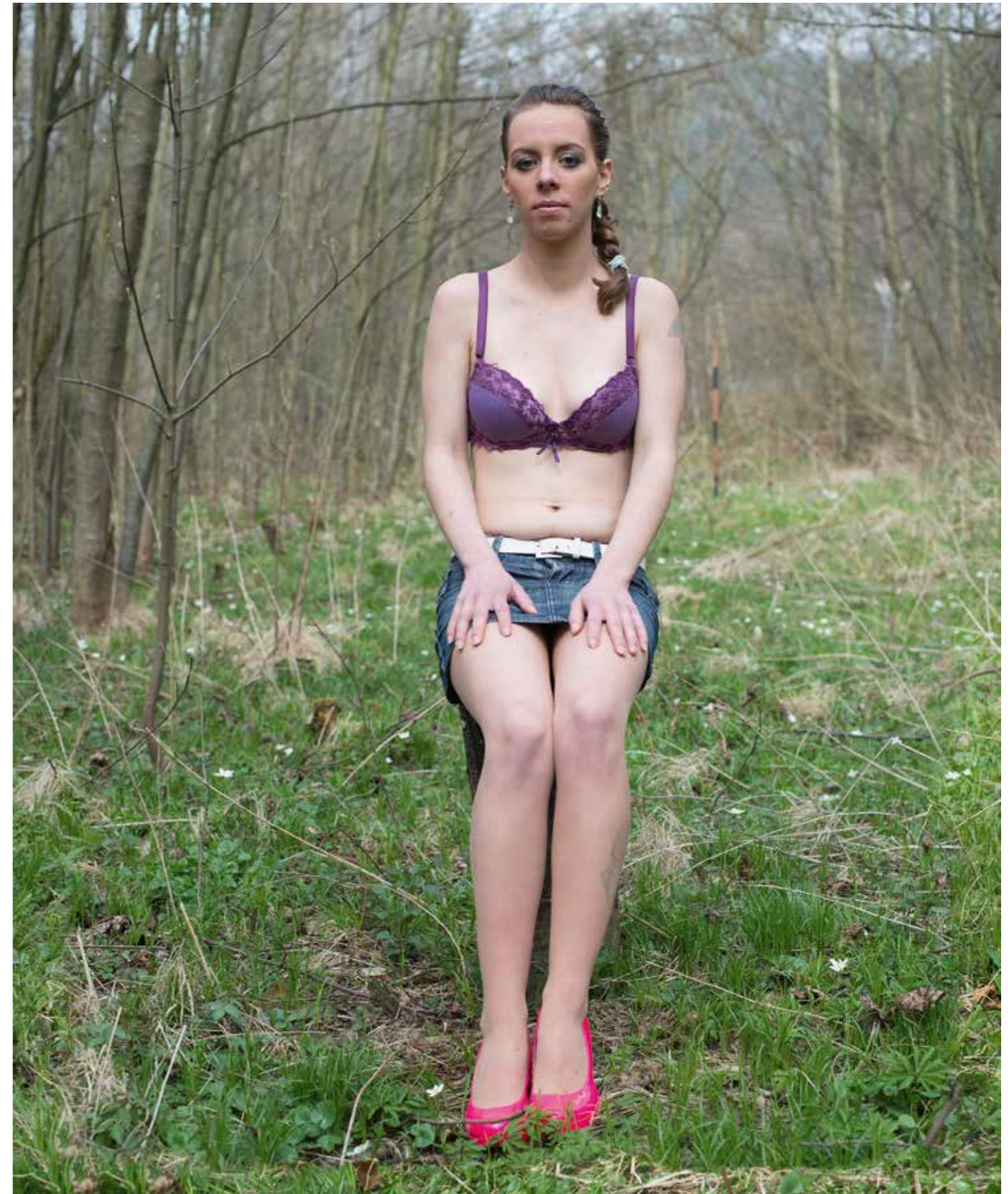
Sie lässt Jugendliche der rechten Szene zu Wort kommen. Sie bewegt sich zwischen Ost und West als in Berlin die Mauer fällt. Sie hebt Frauen mit deren Klagen und Sehnsüchten auf ein Podest. Sie legt die Visionen von Karrierefrauen frei. Sie geht ins Stuttgarter Bordell und auf den Strich an der deutsch-tschechischen Grenze. Vor der Kamera von Bettina Flitner spielen sich die kleinen und großen Dramen ganz gewöhnlicher und ganz besonderer Menschen ab. Seit über zwei Jahrzehnten füllt die Fotografin mit ihrer szenographischen Erzählweise öffentliche Räume und macht bewusst, was eine satte Gesellschaft gerne übersehen würde.

Menschenleben



Ein Date ist immer Stress und kostet Zeit. Mein Typ? Auf gar keinen Fall Asiatinnen. Sympathie muss sein, dann machts der Frau auch Spaß. Manchmal gucken die allerdings auf die Uhr. Da hat man dann eigentlich keine Lust mehr. Dung, 28, Juniorchef im Restaurant, Single.

Rechte Seite: Mein Traum ist, dass meine Tochter mal alles hat. Sie ist erst ein Jahr alt, aber ich lerne jetzt schon mit ihr. Dass sie sich nicht fragen muss „Was soll ich morgen essen?“ Ich habe schon überall gearbeitet, in Wohnungen in Nürnberg, im Pascha in Köln. Nicole, 25 Jahre, Schneiderin.





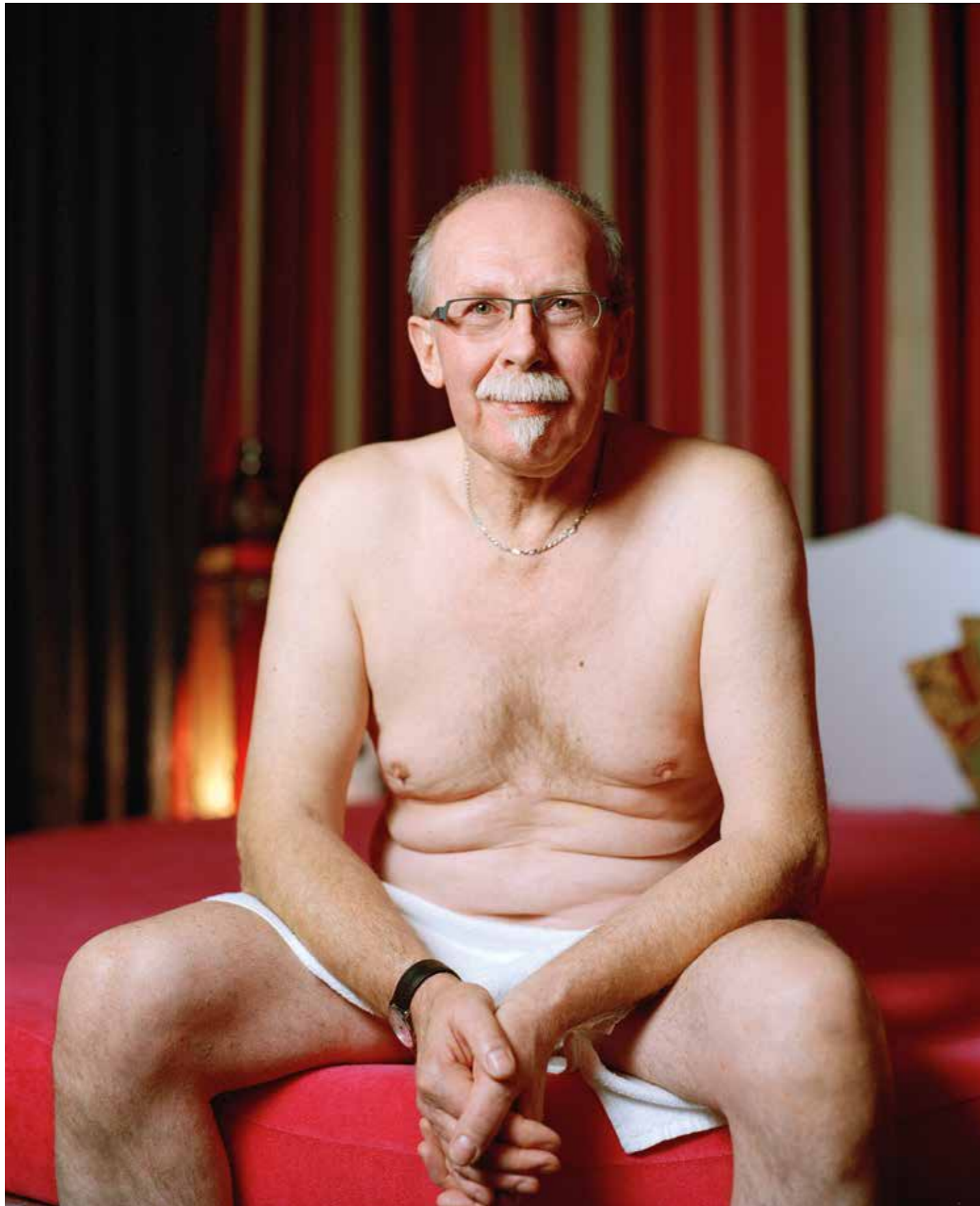
Mein Traum? Ich würde gerne mit Pferden arbeiten. Weil die Pferde aufrichtiger sind und mit einem Menschen mitfühlen können. Ich mache das jetzt seit fünf Jahren. Meine Mutter hat mich hier mal stehen sehen. Sie hat nur gesagt: Hör auf damit, mehr nicht. Jana, 26, Köchin.



Mein Traum für die Zukunft? Ein normales Leben. Das hier mache ich jetzt seit zwei Jahren ... war in Frankfurt, Hamburg, Nürnberg, in Clubs. Mein Freund? Hab keinen. Da ist nur einer mit seiner Familie, die sind nicht gut zu mir. Andrea, 22, ohne Ausbildung.



Warum ich für Sex bezahle? Frauen gehen mir oft auf den Sack. Sie machen Stress, wenn man nicht genug Zeit für sie hat. Wenn man einfach Lust aufs Ficken hat, geht man hierher – und wieder weg. Dafür zu zahlen hat das gewisse Etwas. Eigentlich ist das Macht. Man kann mit der Frau machen, was man will. Christian, 23, Speditionskaufmann, Single.



Wenn man in so einen Club geht, ist man mit normalen Frauen nicht mehr zufrieden. Die Figuren! Meine Tochter ist 26, ich achte darauf, dass die Frauen mindestens 27 sind. Viele hier haben Zuhälter, das habe ich schon selbst gesehen. Joachim, 58, Ingenieur, getrennt, eine Tochter.



In der Ausstellung der Frank Horbach Stiftung in Köln korrespondieren die aktuellen Arbeiten der Serien „Freier“ (2013, oben) und „Prostituierte“ (2014) durch eine gegenüber liegende Hängung miteinander.



Mein Traum ist, dass meine Kinder mal ein anderes Leben haben als ich. Schöne Häuser und alles, was sie sich wünschen. Ich bin seit 22 Jahren verheiratet, seit 14 Jahren stehe ich hier. Mein Mann ist Maurer, aber er arbeitet gerade wieder nicht. Marketta, 40, Schneiderin.

In ihren Serien begegnet die Kölner Fotografin Bettina Flitner immer wieder Menschen, die sie porträtiert und befragt, keine bekannten Persönlichkeiten oder Stars, sondern Menschen in alltäglichen Lebenssituationen. „Menschen auf der Schattenseite des Lebens“, wie L. Fritz Gruber in seinem Vorwort zur Trilogie „Mein Herz – Mein Feind – Mein Denkmal“ (1992 – 96) schrieb. Bereits vor 20 Jahren hat *Photo International* über ihre Arbeit berichtet und diese weiterhin verfolgt, so dass eine aktuelle Ausstellung der willkommene Anlass für einen Rückblick auf die letzten Jahre ihres Schaffens bietet. In den Kunsträumen der Michael Horbach Stiftung ist ein zentraler Teil des Gesamtwerkes von Bettina Flitner vereint. Gleichsam dialogisch inszeniert (kuratiert von Gérard A. Goodrow) kann man unter dem Titel „Face to Face“ deren politische Essays erleben. Denn wie keine andere Fotografin hierzulande lässt sie ihre Protagonisten deutlich zu Wort kommen. Und das in einer Art und Weise, die bereits mehrfach heftig verstört hat und kontrovers diskutiert wird. Bewundernswert die Konsequenz, mit der Bettina Flitner ihre Themen verfolgt. Dazu Klaus Honnef: „Seit Beginn der 1990er Jahre infiltriert sie den Kunstbetrieb und sprengt seine Grenzen.“ Wir haben die Fotografin in ihrer Ausstellung getroffen.

Photo International: Frau Flitner, seit rund 25 Jahren haben Sie sich eine eigenständige Position in der Fotowelt in Deutschland aufgebaut, die immer wieder von einer breiten Öffentlichkeit diskutiert wurde. Vor zwei Jahren haben Sie Furore gemacht mit einer neuen Fotoserie, Freier, aus dem Stuttgarter Bordell Paradise. Nachdem diese im *stern* publiziert wurde, gab es eine entsprechende Ausstellung in der Galerie laif im Rahmen der Kölner Photoszene während der vergangenen Photokina. Wie sind Sie eigentlich auf dieses Thema gekommen, was hat Sie daran interessiert?

Bettina Flitner: Zur Zeit wird Prostitution ja viel diskutiert. Vor allem von den Frauen, die sich prostituieren, ist die Rede. Irgendwann stellte sich mir die Frage: „Wie geraten denn eigentlich die Männer da rein?“ Also habe ich mir gesagt: Dann gehe ich doch mal hin und frage sie (lacht). Und es ist ja auch nicht das erste Mal, dass ich dieses Thema bearbeite. Vor 20 Jahren habe ich in Thailand eine Reportage über Sextouristen gemacht.

PI: Trotz aller scheinbaren Freizügigkeit in unserer Gesellschaft gehört der Bordellbesuch auch weiterhin zu den Tabuthemen. Wie ist es Ihnen gelungen, die Männer zum Erzählen zu bewegen und sich weitgehend nackt ohne Maskierung porträtieren zu lassen?

BF: Offen gestanden war ich selber überrascht. Alle hatten vorher gesagt: „Das schaffst du nie!“ Und selbst der Besitzer des Bordells vermutete, dass nur die Ausländer, aber kein Deutscher mitmachen würden. Es war aber genau umgekehrt. Den Ausländern war es peinlich, die Deutschen fanden es offensichtlich normal, sich Frauen für Sex zu kaufen. Ich war insgesamt zehn Tage in diesem sogenannten „Wellness-Bordell“. Ein Wellness-Bordell ist ein Haus, wo die Männer sich viele Stunden aufhalten. Sie können ins Dampfbad gehen, essen, Fußball gucken. Und eben auch eine Frau kaufen. Das heißt, die Männer, die dort hingehen, haben Zeit, und



Mein Feind: Unser Feind?
Der Papa, wa? Der kümmert sich überhaupt nicht mehr um die Kleine. Die Kinder von der Neuen sind ihm wichtiger. Der wohnt jetzt im Vorderhaus – und wir im Hinterhaus.



Mein Denkmal: Mein Name ist Margarete Schulze. Ich möchte ein Denkmal dafür, dass ich soviel durch hab'. In Zwickau in der Milchbar gearbeitet. 500 Mark im Monat und sechs Kinder. Mein Erster ist im Krieg gefallen. Mein Zweiter – immer zu Hause, herzkrank. Mein Jetziger hat es am Rücken, nur Sitzen und Liegen geht. Aber ich, ich kann ja steppen.

ich bin an der Bar mit vielen ins Gespräch geraten. Ich glaube, dass es sogar einige regelrecht genossen haben, einer „normalen“ Frau mal so alles erzählen zu können. Das Erzählen war also nicht das Problem, das Fotografieren war schwierig. Doch je länger ich da war, desto mehr gehörte ich dazu. Irgendwann haben die mich ganz einfach nicht mehr als Fremdkörper empfunden, ich war Teil des Systems geworden. Nachdem der Erste Ja gesagt hatte, kam der Zweite und dann der Dritte. Am Ende war es leicht.

PI: War die Situation nicht etwas absurd? Als einzige angezogene Frau in einem Bordell mit einem entkleideten Mann auf einem Zimmer?

BF: Ja, alle anderen Frauen waren nackt, nur mit Highheels bekleidet. Das ist schon ein absurder Anblick. Und ja, es war schon merkwürdig, in dieser Atmosphäre der völligen Käuflichkeit mit den Männern aufs Zimmer zu gehen. Ich bin ja auch eine Frau. Gleichzeitig hatte ich meine Kamera da stehen und einen Block auf den Knien, in den ich reingeschrieben habe, was mir erzählt wurde. Das hatte also auch etwas Professionelles. Aber natürlich gab es den einen oder anderen, der die Situation verwechselt hat, das konnte ich ihm noch nicht mal übelnehmen. Bei einem musste ich die Tür aufreißen und sagen: „Nee, tut mir leid, ich bin im Job hier“. Ein blödes Argument, denn es waren ja alle Frauen im Job da. Und ich muss ehrlich sagen, dass ich mir gegen Ende zunehmend selber zugesehen habe, wie ich im Puff-Zimmer mein Stativ hin- und herrückte. Und gestaunt habe, mit welcher Selbstverständlichkeit die Männer nackt vor meinem Objektiv Platz nahmen, als seien sie beim Friseur.

PI: Und wie haben Sie die Frauen dort erlebt?

BF: An vieles hatte ich mich in diesen zehn Tagen gewöhnt. Aber nicht an den Anblick der Frauen, wenn sie nach der Anbahnung an der Bar mit den Männern auf die Zimmer gingen. Wie sie vor den Männern den Gang entlang gingen. Wie nackte Untote wankten sie da auf ihren Highheels, mit maskenhaften, unbeweglichen Gesichtern, den Zimmerschlüssel in der Hand. Und die Männer in ihren weißen Bademänteln hinterher.

PI: In der Ausstellung hängen den „Freiern“ gegenüber Frauenporträts unter dem Titel „Prostituierte“. Im Gegensatz zu den schicken von Rot dominierten Bordellzimmern, sitzen diese auf schmalen Holzstämmen am Straßenrand, im Gestrüpp in einer Art Niemandsland an der tschechisch-deutschen Grenze. Was hat Sie bewogen, auch Frauen zu befragen und zu fotografieren? Und gibt es einen Grund, dass Sie für die Frauen einen so gegensätzlichen Ort gewählt haben, diesen seit der Grenzöffnung bestehenden Straßenstrich?

BF: Die Fotos auf dem Strich zeigen die Frauen an ihren Arbeitsplätzen. In dem Stuttgarter Wellness-Bordell konnte ich nicht mit den Frauen sprechen. Die waren stark kontrolliert. Und wir konnten uns nicht verständigen. Nur fünf der Frauen, die ich in diesen Tagen gesehen habe, waren Deutsche, alle anderen kamen aus Rumänien, Ungarn, Tschechien. Sie konnten nur wenige Brocken Deutsch. Und sie wechselten auch relativ schnell, es waren immer andere da. Als ich das Bordell endgültig verließ, war die Frage zu den Freiern beantwortet, aber es gab eine neue: Wie überstehen diese Frauen das?



Mein Herz: Ich bin Muslimin und will meine Freiheit. Ich habe mich für mein eigenes Leben entschieden. Einfach war das nicht, oft ist mein Herz schwer ... Aber es hat mich stark gemacht.



Die Bildtext-Tafeln der Trilogie „Mein Feind – Mein Herz – Mein Denkmal“ (1992 – 1996) waren einst im öffentlichen Raum aufgestellt und erregten manche Diskussionen und Anfeindungen.



An dem deutsch-tschechischen Straßenstrich wollte ich die Ortlosigkeit und Ungeschütztheit dieser Frauen zeigen. Viele der Frauen, die ich auf den Straßen getroffen habe, waren schon in Deutschland gewesen, auch in den „Wellness-Bordellen“. Das sind keine zwei Sorten von Frauen, das sind die gleichen. Nur irgendwann können sie die horrenden Eintrittspreise oder Zimmermieten nicht mehr bezahlen.

PI: Wie haben Sie mit den Frauen kommuniziert? Und wie haben die Frauen auf ihr Interesse reagiert? Mussten sie viel Überzeugungsarbeit leisten?

BF: Ich habe mit der Organisation Karo zusammengearbeitet, die ich seit vielen Jahren kenne und schätze. Mit ihren Streetworkern bin ich viele hundert Kilometer mitgefahren. Und die haben auch übersetzt. Die Frauen hatten also schon Vertrauen zu uns.

PI: Hatten Sie eigentlich keine Angst, sich den Frauen in dieser Abgeschiedenheit mit der Kamera zu nähern, zum Beispiel vor deren Zuhältern?

BF: Ich bin relativ angstfrei. Aber in diesem Falle war ich in der Tat beruhigt, dass einer der großen, kräftigen Streetworker mich immer im Auge hatte.

PI: Charakteristisch für ihre Arbeitsweise ist, jedes Bild mit einem Text zu verknüpfen, in dem Sie die Geschichte der jeweiligen Person in kurzen Sätzen auf den Punkt bringen. In den beiden Serien haben sie sehr unterschiedliche Positionen erfahren, von „eigentlich ist das Macht. Man kann mit der Frau machen, was man will“ bis zu „mein Traum ist, dass meine Kinder es einmal besser haben als ich.“ Für mich liegt in der Gegenüberstellung eine gewisse Traurigkeit, ja Hoffnungslosigkeit. Wie ergeht es Ihnen dabei selbst?

BF: Diese Traurigkeit ist ja Realität, auch für mich beim Fotografieren war es bedrückend. Gleichzeitig weiß ich, dass ich das alles zeigen und weiter erzählen kann. Das hilft. Zur Bild- und Textkombination: Der Text ist als Support für das Foto gemeint. Er hat eine eigene Bedeutung – öffnet sozusagen den Raum hinter den Bildern. Für mich verstärken sich Text und Bild wechselseitig.

PI: Sie sind bekannt für ihre Langzeitprojekte. Wie lange haben Sie jeweils an den beiden Serien gearbeitet?

BF: Das Fotografieren selbst ging bei beiden Serien schnell. Aber die Vorbereitung war lang. Ich muss ja erstmal herausfinden, wie ich an die Freier und die Frauen herankomme. Und dann entwickle ich vorher das visuelle Konzept. Das alles kann schon ein paar Monate dauern.

PI: Welche Reaktion haben Sie auf ihre Arbeit bekommen, von der Presse, von Einzelpersonen?

BF: Mir haben erstaunlicherweise viele (Ex-)Freier geschrieben. Sie haben sich für die Arbeit bedankt. Die Fotos seien offen, aber gleichzeitig kritisch. Die Prostituierten haben vor allem bei Frauen viel Zustimmung ausgelöst. Eine Frau, die sich früher prostituieren musste, war auf der Ausstellungseröffnung. Sie hat gesagt, dass sie in diesem Raum, in dem die beiden Arbeiten hängen, die Prostitution regelrecht physisch gespürt hat. Aber es gibt auch Stimmen, die sagen: „So darf man Prostituierte nicht zeigen“. Die Reaktionen auf meine Arbeiten sind immer sehr kontrovers.



Niemandsland – Betty Schmidt:
Ich hab' 500 Mark im Monat.
Früher hat das Essen 30 Pfennige
gekostet. Jetzt kommt's aus
dem Westen und kostet ab
nächste Woche vier Mark.
Dann hör' ich auf zu essen und
spar' auf die Beerdigung.



PI: Ich verfolge Ihre Arbeit seit den Anfängen mit den Fotokulpturen in der Kölner Innenstadt. Besonders begeistert haben mich die Frauenporträts der Serie „Mein Denkmal“: die Ehrlichkeit und der Stolz der Frauen bei all der erlittenen Schmach. Und schon damals habe ich mich gefragt, wie Sie es schaffen, dass sich Menschen in derartiger Weise öffnen?

BF: Ich möchte einfach wirklich wissen, was die Menschen erfahren haben, was sie denken und fühlen. Ich glaube, das spüren sie. Und ich habe immer eine Haltung, aber ich fälle kein Urteil. Menschen können sich bei mir ohne Angst offen äußern.

PI: Die Serie „Mein Denkmal“ ist Teil der Trilogie „Mein Herz-Mein Feind-Mein Denkmal“, für die Sie Frauen befragt haben. „Haben Sie einen Feind? Und wenn ja, was würden Sie mit ihm tun, wenn Sie es ohne Strafe tun könnten?“, „Haben Sie ein Denkmal verdient und wenn ja, wofür?“ und „Haben Sie schon einmal Ihr Herz verloren und wenn ja, wie ist das weiter gegangen?“ Als Requisiten verwendeten Sie entsprechend der Themen Liebe, Hass und Ehre ein Herz, Spielzeugwaffen und einen Sockel. Als lebensgroße Blow ups stellten Sie die Fotografien dann in den öffentlichen Raum. Wie waren die Reaktionen in der Öffentlichkeit?

BF: Ich habe diese überlebensgroßen Fotografien ebenso im Berliner Lustgarten, wie auf der Schildergasse, der Einkaufsstraße in Köln ausgestellt. Die Bilder von „Mein Feind“ führten wie ein moderner Passionsweg in die Antoniterkirche hinein, das letzte Bild hing über dem Altar. Vor allem Frauen regten sich auf. Sie waren plötzlich mit ihren eigenen, unterdrückten Gewaltphantasien konfrontiert worden. Da ging es hoch her. Und nachdem die *Bild-Zeitung* einstieg und skandalisierte: „Hass-Ausstellung, Fratzen der Gewalt, diese Frauen wollen nur eins, sie wollen töten“, haben sich die Menschen vor den Bildern die Köpfe heißgeredet, sich regelrecht geprügelt, die Bilder mit Messern attackiert. Ich habe darüber einen Dokumentarfilm gedreht, der auf vielen Festivals gelaufen ist. Man kann ihn sich auf meiner Website anschauen.

PI: Glauben Sie, dass die Fotokulpturen heute ähnliche Reaktionen auslösen würden?

Ich fürchte, die Reaktionen wären heute noch heftiger.

PI: Hatten oder haben Sie zu den Frauen über die Arbeit hinaus noch Kontakt?

BF: Vor ein paar Wochen hat mich der Sohn eines Denkmals angerufen, die „Winterkönigin“, die ein Denkmal für ihre unveröffentlichten Romane haben wollte. Er hat mich gefragt, ob ich seine Mutter nicht mal im Krankenhaus besuchen will, sie rede immer so viel von mir. Ich habe die Frau vor 22 Jahren für eine Stunde gesehen. Aber in dieser Stunde haben wir über Existentielles gesprochen. Und mir geht es auch selber so: Viele der Porträtierten sind mir bis heute sehr nah und vertraut.

PI: Bereits 1993 wurden Sie für ihre Arbeit „Reportage aus dem Niemandsland“ mit dem Chargesheimer-Preis ausgezeichnet. In der Laudatio von Dr. Reinhold Mißelbeck wurden Sie für das neue Konzept einer engagierten Bildreportage ausgezeichnet. Was meinte er damit? Was war das Besondere?

BF: Ich glaube, er meinte damit, dass ich soziale und politische Themen auf eine neue Art behandelt habe. Ich habe schon damals auf die sich verändernde Magazinlandschaft und das Fernsehen reagiert. Was ist das Eigene von Fotografie im Zeitalter der Bilderflut von Fernsehen und Internet? Damals habe ich meinen Stil entwickelt, kombinierte Bild und Text. Ich konnte auch ohne einen Autor ausgekommen. Ebenso bin ich durch die Installationen im öffentlichen Raum vom traditionellen Kunstmarkt unabhängig und in direkter Kommunikation mit den Betrachtern.

PI: In einer Serie erkundeten Sie kurz nach dem Mauerfall den ehemaligen Todesstreifen in Berlin und befragten die Menschen in Ost und West: „Was fühlen Sie jetzt?“ Gibt es eine Geschichte, eine Person, die Sie besonders berührt hat?

BF: Es gibt viele Geschichten. Eine ist besonders rührend, die von Betty Schmidt. Das ist die alte Dame, die auf einer abgebrochenen Wachturmtreppe steht. Sie steht am Abgrund und sagt: „Nächste Woche kostet das Essen nicht mehr 30 Pfennige sondern vier Mark. Dann hör ich auf zu essen und spar auf die Beerdigung.“ Als die Serie im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht wurde, haben sich zwei Männer gemeldet, einer aus Hamburg, einer aus München. „Ich würde gerne helfen“, haben beide geschrieben. Der eine hat bis an ihr Lebensende 100 Mark, der andere 500 Mark im Monat an Betty überwiesen. Und so lebte sie glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage. Den edlen Spendern haben wir natürlich nichts voneinander erzählt. Ich bin mit Betty bis zu ihrem Tod befreundet geblieben und habe sie regelmäßig in ihrer Wohnung am Prenzlauer Berg besucht.

PI: Fotografien können eben doch etwas bewirken. Ist Ihnen bekannt, ob noch andere ihrer Arbeiten Konsequenzen ausgelöst haben?

BF: Die Arbeit über Hoyerswerda hatte eine Veranstaltung der Stadt über Fremdenfeindlichkeit zur Folge. Die Arbeit über das sozialistische Musterdorf Mestlin, die auch in dieser Werkschau gezeigt wird, hat sogenannte „Erzählcafés“ ausgelöst, in denen Menschen über ihre verschütteten Erinnerungen an die DDR gesprochen haben. Die Fotos verändern aber oft auch etwas bei den Porträtierten selbst. Und so manches Mal auch bei den Betrachtern der Bilder.

PI: Sie scheinen nicht auf Sensationsjournalismus aus zu sein. Wenn die Reporter mit ihren Kameras bereits gegangen sind, dann kommen Sie angereist. So wie beim Mauerfall 1989 auch im sächsischen Hoyerswerda, 1992. Vier Wochen, nachdem dort Steine Fensterscheiben zertrümmert hatten.

BF: Ich hatte tagelang in meiner Berliner Hinterhofwohnung die Berichte über Hoyerswerda im Fernsehen gesehen. Man konnte quasi live verfolgen, wie in der Albert-Schweitzer-Straße die Deutschen aus dem Haus Nummer 20 ihren ausländischen Nachbarn aus dem Haus Nummer 21 die Scheiben einwarfen, Brandsätze schleuderten und ‚Ausländer raus‘ schrien. Angefeuert von Rechtsradikalen. Und die Polizei stand daneben und schaute tatenlos zu. Das hat mich nicht mehr losgelassen. Und so bin ich einige Wochen später, als der Rauch sich verzogen hatte, hingegangen und habe



Hoyerswerda: Immer um 14 Uhr versammelten sich die Nachbarn. Zwei Stunden später kamen die Skinheads dazu. Voll mit Schnaps. Und haben Krawall gemacht. Vier Tage lang.

in Haus Nummer 20 und Haus Nummer 21 die Nachbarn fotografiert und sie gefragt: Was ist eigentlich passiert?

PI: Wie haben Sie es geschafft, Kontakt zu den beiden Lagern aufzunehmen, den Gastarbeitern und den Deutschen?

BF: Ganz einfach: Ich habe an den Türen geklingelt. Und dann bin ich bei denen ins Wohnzimmer und habe mit ihnen gesprochen. Bei den Deutschen war alles fein aufgeräumt und ordentlich, bei den Gastarbeitern waren die Scheiben zertrümmert und Brandflecken an den Tapeten.

PI: In der derzeitigen Ausstellung hängen die Bilder der Angegriffenen und Angreifer gegenüber, gemeinsam ist ihnen der Blick aus dem Fenster.

BF: Ich habe immer die zu Paaren zusammengestellt, die auch tatsächlich Wand an Wand wohnten, und sie gebeten aus dem Fenster zu schauen, denn an diesen Fenstern hat sich ja alles abgespielt. Sowohl das Zuschauen der Gaffer, als auch die Angriffe auf die Nachbarn, alles passierte durchs Fenster. Ich wollte, dass sich die Bilder aufeinander beziehen. Sie stehen sich also gegenüber, wie beim realen Geschehen.

PI: Provozierend wirken die mittig aufgehängten Bilder aus der Serie „Ich bin stolz, ein Rechter zu sein.“ 2002 befragten sie 15 Jugendliche im Alter zwischen 14 und 24 Jahren, „Sind sie wirklich rechts? Und was

ist überhaupt rechts?“ – Hier haben Sie offensichtlich wieder ein Tabuthema berührt.

BF: Ich hatte die Serie zum ersten Mal auf der Kunstmesse ART Cologne ausgestellt. Dort habe ich eine Art Angstraum inszeniert, man war von den überlebensgroßen stolzen Rechten umschlossen. Die Menschen sind regelrecht ausgeflippt. Einige haben mir vorgeworfen, ich würde den Rechten ein Forum bieten. Denn ich müsste darunter schreiben, dass ich dagegen bin. Aber genau das interessiert mich ja bei meiner Arbeit: Themen in den Raum stellen, über die sonst nicht offen oder nur politisch korrekt gesprochen werden darf. Den Menschen das zeigen, wovor sie im Leben lieber wegsehen, als genau hinzusehen. In Hoyerswerda war die vom Sozialismus verordnete Fremdenliebe zusammen mit dem Sozialismus verschwunden. Heute haben wir politische Correctness statt genaues Hinsehen.

PI: Wenn ich es richtig verstanden habe, stellen Sie nie die Frage nach dem Warum-tun-sie-das?

BF: Doch, ich stelle diese Frage eigentlich immer. Aber ich bewerte oder zensiere die Antwort nicht. Denn mich interessiert die Realität. Ich möchte wirklich wissen, was die Menschen im Innersten zusammenhält.



Die Nachbarn haben applaudiert. Und die Mädchen, die bei uns waren, sind zusammengeschlagen worden. Schon früher haben sie uns zugerufen: „Neger, geh' zurück in Deinen Busch!“

PI: Das serielle Arbeiten ist für Sie charakteristisch. Und eigentlich kommen Sie ja vom Film. Von 1982 bis 1986 haben sie den Beruf der Cutterin beim Kölner WDR gelernt und anschließend an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin studiert. Was hat Sie bewogen zum Medium Fotografie zu wechseln?

BF: Natürlich hat mich das Filmemachen geprägt. Meine Fotoarbeiten sind ja meist serieller Natur. Ich habe eigentlich schon früh gewusst, dass mich vor allem die Fotografie interessiert. Als die Mauer fiel und ich dann meine erste große Arbeit „Reportage aus dem Niemandsland“ gemacht habe, beschloss ich, Fotografin zu werden. Das Schöne an dem Beruf ist: Ich kann mir einfach ein Thema ausdenken und dann mit meiner Kamera losgehen. Oft mache ich Arbeiten, die ich erst anbiete, wenn sie schon fertig sind. Das garantiert mir größtmögliche Freiheit und Unabhängigkeit.

PI: Was sind ihre Pläne, haben Sie bereits ein neues Thema anvisiert?

BF: Ich rede nicht gerne über neue Ideen, bevor ich sie umsetze. Aber die zunehmende Religiosität, bzw. die Politisierung der Religionen sind natürlich eine Herausforderung. Ebenso die spürbar breiter werdende Kluft zwischen öffentlicher und privater Meinung. Und die Folgen davon.

Das Gespräch mit Bettina Flitner führte Anne Kotzan im Januar 2015 in Köln.



Bettina Flitner fotografiert seit 25 Jahren an den vermeintlichen Rändern der Gesellschaft. Ihre Studien greifen stets aktuelle Themen auf und oszillieren zwischen Dokument und poetisch angelegten Essays. Mit rund 100 Exponaten resümiert eine Ausstellung in Köln das vielschichtige Gesamtwerk.

Die Ausstellung von Bettina Flitner „Face to Face“ ist noch bis 21. April 2015 in den Kunsträumen der Michael Horbach Stiftung zu sehen. Wormser Straße 23, 50677 Köln, Tel. 02 21/29 99 33 78, Öffnungszeiten: So 11 – 14 Uhr, Mi + Fr 15.30 – 18.30 Uhr oder nach Vereinbarung.